

werden sämtliche in Wien sich aufhaltenden, nach Galizien und der Bukowina zuständigen Abvolaturkandidaten eingeladen. Dr. Gröb selb. Dr. Weisnig.

Führer durch Wien.

Für ausländische Besucher.
Von Ludwig Pirschfeld.

Was hat man denn von uns im Ausland früher gewußt? Nichts oder noch weniger: Halbes und Falshes. Eine Wortmauer von Redensarten schien diese Stadt zu umgeben, von der in Reiseführern und Schilderungen immer das selbe zu lesen war: vom liebenswürdigen Leichtfinn und der spielerischen Anmut Wiens, vom Mahlenberg, von der Ringstraße und von den schönen Frauen. Für die große westeuropäische und überseeische Welt war Wien ein unbestimmter Begriff, gemengt aus dem Schiller'schen Phäakenjüngling, dem Strauß'schen Walzertitel und höchstens noch einigen Schlagworten aus der neueren einheimischen Literatur. In den Reisehandbüchern war das Wiener Leben ein chronischer Walzer, eine ununterbrochene gutgelante Tändelei. Und wenn die Fremden, selten genug, hieher kamen, dann sahen sie doch immer nur das, was sie vorher gelesen hatten. Man wußte von uns nichts, man kannte uns nicht, wir standen immer unbeachtet und unmündig abseits. Aber jetzt, nach diesem Krieg, in den wir hineingeraten waren wie das Kind ins Gedränge der Erwachsenen, befaßt man sich zum erstenmal ernstlich mit Wien. Man interessiert sich für uns und will uns studieren. Nicht die Anmut, das Phäakentum und die Walzer, wir haben jetzt ganz andere, traurige Sehenswürdigkeiten aufzuweisen: Hunger, Kälte und Finsternis, Mangel und Elend. Wir müssen dabei selbst den Cicerone durch unsere Misere machen und dem Ausland täglich aufs neue zeigen, daß es uns erbärmlich geht und daß man uns sehr bald helfen muß. Borläufig haben uns diese Bittgänge nur Versprechungen eingetragen: das Lebensmittelschiff aus Amerika, das fortwährend unterwegs ist. Aber, fügt die Entente jeder Versprechung mit pädagogisch warnendem Zeigefinger hinzu, es kommt nur dann an, wenn ihr brav seid und hübsch Ordnung haltet. Und wir sind brav, frieren und hungern geduldig und warten auf das Schiff aus Amerika. . . . Armes, leichtlebige, anmutige und liebenswürdige Wien, was ist aus dir geworden. . . .

Das Ausland kommt aber auch schon persönlich zu Besuch. Korrespondenten amerikanischer, französischer, italienischer und neutraler Blätter, gleichsam Vorhuten der erwachten Menschlichkeit, sind vor einer Woche in Wien eingetroffen, um unsere politischen und wirtschaftlichen Zustände zu studieren und durch Berichte darüber Verständnis und Teilnahme zu wecken. Man hat die ausländischen Journalisten auf die Märkte und in die Kriegsküchen von Favoriten geführt, man hat ihnen Vorträge im Ernährungsamt gehalten und ihnen derart sozusagen auszugsweise das heutige Wiener Leben demonstriert. Bei solchen offiziellen Rundgängen läßt es sich wohl nicht anders machen, und gewiß haben die Besucher manchen Einblick in unsere wirtschaftliche Trostlosigkeit bekommen, manchen erschütternden Eindruck ins Notizbuch eingetragen. Aber um einen wirklichen und vollständigen Begriff vom Wiener Leben zu haben, hätte man nicht nach einem Programm vorgehen und besichtigen dürfen, hätte man ganz inoffiziell dem Wiener Alltag zusehen müssen. Weder das Ernährungsamt noch die Kriegsküche ist das Charakteristische, sondern das, was dazwischen liegt: das unsichtbare Elend, die verschämte Not, der nichtorganisierte tägliche Existenzkampf der namenlosen Einzelnen. Da gibt es Dinge, die sich überhaupt nicht besichtigen, die sich nur erleben lassen.

Für dieses Wien müßte man, aus der Erfahrung von viereinhalb Jahren heraus, einen eigenen Führer zusammenstellen. An jeder Stelle der Stadt kann man mit dem Rudgang und mit den Beobachtungen beginnen: am grauen Morgen beim Anstellen um zwei Bissen Fleisch, um ein bißchen Margarine oder Honig, am Abend bei den Bahnhöfen, wenn die gehekten und geängstigten kleinen Hamsterer mit ihren Rucksäcken, Taschen und Mächtinnen den Wagen der Bahnhofsrundlinie stürmen. Im Volkstasseehaus, wo deklassierte Mittelstandsmenschen ein angebliches Mittagmahl verzehren, das aus einem dünnen grauen Kaffee und einem Marmeladebrot besteht, oder in den öffentlichen Gärten, wo noch Aermere eine fragwürdige Mahlzeit aus dem Papier heraus essen. Man muß einmal in die Sorgen einer Kleinbürgerlichen Hausfrau hineinblicken, in den Haushalt, in dem es viel Kinder und Lebensmittelarten gibt, aber keine Vorräte, wo man sich von einem Tag und von einer Mahlzeit zur nächsten frettet und nie genau weiß, was morgen sein wird. Und schon ein bloßer Gang durch die Straßen, ein Blick in die Gesichter der Vorübergehenden muß dem aufmerksamen ausländischen Beobachter alles das sagen, wofür wir selbst schon blind und stumpf geworden sind: die bedrückten Mienen, diese Paderl- und Taschenträger, die ein paar erlöste Bissen sehen und eilig nach Hause bringen, als ob sie ein schlechtes Gewissen hätten, weil sie einmal wieder etwas zu essen haben, diese Andacht vor den Auslagen der Delikatessengeschäfte. Oder das Gedränge in der Straßenbahn, wenn die Frauen vom Einkauf heimfahren, einander in die Taschen blicken und mitteilhaft Erfahrungen austauschen, dieses viereinhalbjährige Lebensmittelgespräch, das einzige, was diesen apathisch gewordenen Menschen noch nahe geht, näher als alle Debatten über Krieg, Politik, Wahlrecht und Staatsform.

Und was für tieftraurige neue Großstadtküpen in diesen Jahren entstanden sind! Es gibt in Wien keine Wohnungstür, an der nicht täglich einigemal blasse Bettelkinder anklopfen mit der Bitte um ein Stückchen Brot. Es mag ja sein, daß sie dieses Brot nicht selber essen, daß sie es wieder verkaufen, aber diese Bitte um ein Stückchen Brot, die man meistens gar nicht erfüllen kann, erzählt mehr vom heutigen Wiener Leben, als lange Vorträge und Abhandlungen. Selbst auf der Gasse tritt diese Bitte um Brot immer wieder an einen heran. Ueberhaupt, wie demütig, wie beflissen sind die Bittsteller und Bettler